

Alexej, Nikolajevic Leont' ev

Bedürfnisse, Motive und Emotionen¹

Ein Vorlesungskonzept²

I. Bedürfnisse

Die erste Voraussetzung für jede Tätigkeit ist ein Subjekt, das *Bedürfnisse* hat. Daß ein Subjekt Bedürfnisse hat, ist eine ebenso fundamentale Bedingung für seine Existenz wie der Stoffwechsel. Eigentlich sind das nur verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe.

In seinen primären biologischen Formen ist das Bedürfnis jener Zustand des Organismus, der seinen objektiven Bedarf nach einer Ergänzung ausdrückt, die sich außerhalb des Organismus befindet. Denn das Leben stellt sich als eine zergliederte Existenz dar: Kein lebendes System kann sein dynamisches inneres Gleichgewicht einzeln aufrecht erhalten oder sich entwickeln, sondern nur aufgrund gegenseitiger Einwirkung. Sie bildet ein umfangreiches System, das Elemente enthält, die zum betreffenden lebenden System eine äußerliche, entfernte Beziehung haben.

Aus dem Gesagten geht das Hauptcharakteristikum der Bedürfnisse hervor – *ihre Gegenständlichkeit*. Das eigentliche Bedürfnis ist das Bedürfnis nach etwas, was sich außerhalb des Organismus befindet; letzteres ist auch sein Gegenstand. Was aber die sogenannte *funktionalen* Bedürfnisse angeht (z.B. das Bedürfnis nach Bewegung), so stellen sie eine besondere Klasse von Zuständen dar. Sie entsprechen entweder den Bedingungen, die sich in dem "inneren Haushalt" der Organismen herausgebildet haben (das Bedürfnis nach Ruhe im Anschluß an eine angestrengte Tätigkeit usw.) oder sie erweisen sich als produktiv und entspringen dem Prozeß der Realisierung gegenständlicher Bedürfnisse (z.B. das Bedürfnis, eine Tat zu vollbringen). Und so besteht die Natur der Bedürfnisse in ihrer Gegenständlichkeit. Ein weiteres wichtiges Charakteristikum der Bedürfnisse bildet ihre spezifische *Dynamik*: ihre Fähigkeit, sich zu aktualisieren und ihre Angespanntheit zu verändern, sowie ihre Fähigkeit, zu verlöschen und sich erneut zu reproduzieren. Diese Dynamik der Bedürfnisse drückt sich am deutlichsten auf der höchsten Ebene aus, auf der ein Organismus auf äußere Einwirkungen reagiert.

Im Verlauf der biologischen Evolution erfolgt eine Erweiterung des Kreises der Bedürfnisse. Ihre Spezialisierung findet statt, d.h. Bedürfnisse, wie das nach Nahrung und das sexuelle Bedürfnis differenzieren sich. Gleichzeitig erlangen sowohl die Bedürfnisse der Tiere auf der Ebene von *Angewohnheiten* als auch ihre Tätigkeit an sich jeweils einen Signalcharakter, d.h. sie werden von äußeren und inneren Signalen reguliert. Der Gegenstand des Bedürfnisses tritt

¹ [Potrebnosti, motivy i emocii, Moskau: Universitätsverlag 1971. Redaktionelle Bearbeitung: W. Jantzen.

² [Bei Jantzen irrtümlich: Vorlesungskonzept.]

jetzt durch die Gesamtheit seiner Merkmale und darum in seiner Diskretheit in Erscheinung. Denn, was die Tiere fühlen, wird widergespiegelt und wahrgenommen. Andererseits werden objektive "Bedürfnis"-zustände eines Organismus in Form von inneren Reizen signalisiert, die das Verhalten des Tieres regeln und die ihrerseits in der Lage sind, bedingte Verbindungen einzugehen. Dank dessen wird eine Warnung vor extremen Bedürfniszuständen möglich: So kann z.B. das Tier mit der Nahrungssuche als Antwort auf innere Reize beginnen, noch bevor sich der objektive Zustand seines Organismus verschärft hat; ebenso hört das Tier mit dem Fressen aufgrund von Signalen auf, die von den Verdauungsorganen ausgehen, noch bevor die notwendigen Produkte der Nahrungsstoffe ins Blut übergegangen sind. Anders ausgedrückt, es kommt zu einer subjektiven Widerspiegelung der Dynamik von Bedürfnissen.

Die Widerspiegelung seiner eigenen Bedürfnisse durch das Subjekt der Dynamik hat selbstverständlich einen anderen Charakter und eine andere Funktion als die Widerspiegelung der äußeren Realität. Sie ist keine gegenständliche Widerspiegelung, sondern ein *Abbild*.

Seine Hauptfunktion ist die Signal-, die vorausseilende (P. K. Anochin) Funktion der inneren Regulierung, d.h. der Ein- oder Ausschluß von aktivierenden Mechanismen entsprechender Verhaltensweisen.³

Auf dieser Entwicklungsstufe der Bedürfnisse wird erstmals ein besonderes Verhalten möglich, dessen bemerkenswerter Zug darin besteht, daß es gerade mit dem Bedürfnis und nicht mit dem Gegenstand korrelativ ist. Es entsteht, wenn der Gegenstand des Bedürfnisses fehlt oder äußerlich nicht in Erscheinung tritt: Dies ist das *Suchverhalten*.

Die Tatsache, daß interozeptive Reize ein Suchen hervorrufen, ist in der Physiologie der höheren Nerventätigkeit wohlbekannt. "Diese Erscheinung", schreibt K.M. Bykov, "tritt besonders deutlich in der Zeit hervor, in der der bedingte Reflex auf den interozeptiven Reizverursacher gebildet wird. Es ist, als ob das Tier ein neues, in seiner Bedeutung noch unbestimmtes Signal suchen würde..."

Bei den Tieren hat das Suchverhalten die Form von äußerer Aktivität, die nicht auf das ein oder andere konkret vorkommende Objekt gerichtet ist; es drückt sich in Hyperkinese, in allgemeinen erregten Bewegungen, in autorhythmischen Reaktionen usw. aus. Fehlt einem hungrigen Tier das Futter, so bleibt es nicht untätig und "wartet" passiv darauf, daß es auftaucht, es antwortet auf die Wirkung der Reize von außen durch eine über die Norm hinausgehende Menge von miteinander abwechselnden Verhaltensakten. Aus den verschiedenen Fällen von Suchverhalten lohnt es sich besonders jene hervorzuheben, bei denen die Suche durch das aufkommende Bedürfnis *bis zu seiner ersten Befriedigung* hervorgerufen wird. Ein solches Bedürfnis "kennt" noch nicht seinen Gegenstand; er muß noch draußen entdeckt werden. Der Grund liegt darin, daß die Auslösemechanismen, die von endogenen Faktoren aktiviert werden, nur über eine äußerst schwache Selektivität verfügen. So beschreibt z.B. K. Lorenz (in

³ ["Vorausseilend" bzw. "vorgreifend" meint in Anochins Argumentation die erfahrungsbedingte Vorwegnahme möglicher künftiger Ergebnisse als Kennzeichen der Tätigkeit aller Lebewesen; vgl. Anochin 1978.]

dem Bericht über seine in der Ethologie berühmten Versuche zur Prägung von Graugänsen auf einen Menschen), das Objekt, das ein solches Verhalten hervorrufen kann, mit folgenden Worten: "Jedes Objekt, dessen Größe zwischen einem Huhn und einem Ruderboot liegt". Auf dieses "beliebige Objekt" ist anfangs auch das Verhalten fixiert. d.h. die Prägung (Imprinting) der allgemeinen Verhaltensmerkmale einer Graugans erfolgt in Bezug auf *das Objekt dem sie nachläuft*. Das kann ganz allgemein ein Mensch sein; erst später kommt der Differenzierungsmechanismus ins Spiel, als dessen Ergebnis nur ein bestimmter Mensch das Hinterherlaufen auslösen kann.

In einigen Arbeiten von Ethologen wurde eine sehr scharfsinnige Methode angewendet. Sie ermöglichte es dem Beobachter, gewöhnlich verborgene Akte des ersten "Kennenlernens", eines bedürfnisbezogenen Objektes zu studieren. Diese Methode besteht darin, ein Tier einige Zeit von Objekten isoliert zu halten, die dem untersuchten Bedürfnis adäquat sind. Erst danach, wenn das betreffende Bedürfnis aktuell wird, wird ein ihm nicht adäquates Objekt in das Wahrnehmungsfeld eingeführt. Es zeigte sich, daß unter diesen Bedingungen das Bedürfnis sich auch auf ein inadäquates Objekt fixieren kann. So sind Versuche mit Vögeln bekannt, für die Puppen und sogar ein Mensch, die sich in ihrem Suchfeld befanden, zu Sexualobjekten wurden. Das "Imprinting" allgemeiner Merkmale eines solches Objektes (z.B. – im Falle der Vögel – der Mensch) war so dauerhaft, daß ein normales Objekt bei dem betreffenden Tier schon kein sexuelles Verhalten mehr hervorrief, wenn das Ersatzobjekt anwesend war.

Obwohl man Fakten dieser Art vorwiegend von Versuchen mit Vögeln erhielt, unterliegt ihre allgemeine Bedeutung keinem Zweifel. Erinnern wir hier wenigstens noch an eine Tatsache, auf die bereits Darwin bezüglich der Fixierung von Objektmerkmalen der Nahrungsbedürfnisse beim Kalb hingewiesen hatte: Wenn die erste Nahrungsaufnahme eines Kalbes aus den Zitzen der Mutterkuh erfolgt ist, so erhalten die Merkmale gerade dieses Objektes Signalcharakter für sein Freßverhalten, so daß es später schon sehr schwer ist, es aus einem Behälter mit Milch zu tränken.

In vielen Fällen verläuft das Suchverhalten, hervorgerufen durch eine endogene Aktualisierung des Bedürfnisses, in den Frühstadien der Ontogenese Formen, die äußerlich sehr schwach einem Suchen ähneln, z.B. in Form von "Suchautomatismen". Von dieser Art ist das autorhythmische Suchen nach einer Zitze bei neugeborenen höheren Säugetieren, einschließlich des Menschen. Es wird unter dem Einfluß bestimmter "Schlüsselreize" ausgelöst und erneut blockiert, wenn sich eine dem Akt des Saugens adäquate Konstellation der Reize gebildet hat.

Es existiert eine Vielzahl von Fakten, die bezeugen, daß auf der Verhaltens-(psychologischen) Ebene *konkrete* Objekte von Bedürfnissen nicht im Erbe "aufgezeichnet" sind, sondern als Ergebnis einer Aktivierung von komplizierten Mechanismen des Suchens (das verschiedene – offene und eher versteckte – Formen haben kann), von Mechanismen der allmählichen Entwicklung von bedingten Verbindungen und Differenzierungen zum Vorschein kommen. Der

biologische Sinn ist verständlich: Unter den Bedingungen einer komplizierten, vielfältigen, sich verändernden Umwelt kann der Gegenstand des Bedürfnisses in verschiedenen, sozusagen Schutzhüllen auftreten. Darum ist unter dem Gesichtspunkt der Anpassung eine strikte Erbfixierung der Gesamtheit der Merkmale des Bedürfnisgegenstandes (im Gegensatz zu den erblichen Schlüsselreizen) biologisch nicht gerechtfertigt. Andererseits macht der drängende Charakter der wichtigsten Bedürfnisse es notwendig, daß ein ausreichend "schnellwirkender" Mechanismus existiert, der die mit einem Objekt gemachte individuelle Erfahrung verfestigt; anscheinend dient der Imprinting-Mechanismus dieser Notwendigkeit.

So ist also das Bedürfnis an sich, als innere Bedingung für die Tätigkeit des Subjekts, nur ein *negativer* Zustand, ein Bedarfs-, ein Mangelzustand, seine *positive* Charakteristik erhält dieser Zustand erst als Folge eines Treffens mit einem Objekt (einem "Realisatoren", wie es im ethologischen Sprachgebrauch heißt) und seiner "Vergegenständlichung". Diese These hat, wie wir im weiteren sehen werden, eine entscheidende theoretische Bedeutung, doch mag sie auf den ersten Blick paradox erscheinen. Das liegt daran, daß die Vorstellung von den Bedürfnissen sich bei uns erst auf Grund von Beobachtungen *post festum* bildet, d.h., wenn das Bedürfnis bereits den einen oder anderen konkret-gegenständlichen Inhalt erhalten hat; daher scheint es so, als wäre der Inhalt im Bedürfnis an sich zu Grunde gelegt, nicht aber, als wäre dieses von seinen Objekten gebildet. Wir sagen z.B., daß ein Mensch Schokolade isst, weil er das Bedürfnis dazu verspürt. Und ein solches Bedürfnis kann er in der Tat haben. Jeder hingegen versteht, daß nicht das "Schokolade-Bedürfnis, das einigen Leuten zu eigen ist, bei ihnen das Verlangen nach Schokolade hervorruft. Im Gegenteil, die Tatsache an sich, daß Schokolade existiert und die Erfahrung, sie konsumiert zu haben, erweckt in ihnen das konkrete Bedürfnis.

Jetzt kommen wir der Frage, wie die *Entwicklung der Bedürfnisse* vor sich geht, näher. Was wir oben als den Prozeß der "Vergegenständlichung" von Bedürfnissen beschrieben haben, ihre Konkretisierung im Objekt, bildet gleichzeitig auch den allgemeinen Mechanismus ihrer Entwicklung.

Im Verlauf der Komplizierung der äußeren Welt erweitert und verändert sich natürlich auch der Kreis der Objekte, die in der Lage sind, die Bedürfnisse der Tiere zu befriedigen, was schließlich sogar eine Veränderung der Bedürfnisse nach sich zieht. Letzteres kann passieren, wenn – wie bereits gesagt – die Bedürfnisobjekte, im Unterschied zu den Auslöse- ("Schlüssel"-)Reizen, vorher nicht strikt vorausgeplant sind. In ihrer Potentialität bilden sie eine hinreichend breite Sphäre, deren Grenzen wie weggespült erscheinen. Wenn darum in der Umwelt neue Objekte (z.B. neue Arten von Futter) auftauchen und die früheren verschwinden, so fordern die Bedürfnisse doch weiterhin Befriedigung, die jetzt allerdings einen neuen konkret-gegenständlichen Inhalt erhalten haben. Aber das heißt auch, daß die Bedürfnisse sich ändern und wenn ihre Veränderungen einen progressiven Charakter annehmen (z.B. beim Übergang zu leichter erreichbaren und vielfältigeren Futterarten), werden sie umfangreicher und

entwickeln sich. *So verläuft die Entwicklung der Bedürfnisse über die Entwicklung ihrer Objekte.* Es versteht sich von selbst, daß eine Veränderung des konkret-gegenständlichen Inhaltes der Bedürfnisse auch zu einer Veränderung der Mittel zu ihrer Befriedigung führt.

Dieser allgemeine "Mechanismus" der Entwicklung der Bedürfnisse ist für das Verständnis der Natur der *menschlichen* Bedürfnisse von besonders großer Bedeutung.

Der Übergang zum Menschen stellt das größte Ereignis in der Geschichte der Entwicklung des Lebens dar. Dabei werden sowohl das Subjekt Mensch als auch die Welt, in der er lebt, transformiert und vermenschlicht. Es kommt zu einer radikalen Veränderung des gesamten Systems von Wechselwirkungen des Subjekts und der es umgebenden Realität. Die Entstehung der Arbeit zeigt, daß die Tätigkeit des Subjekts produktiv und sozial wird. Sie gestaltet die Welt um und schafft eine neue, menschliche Welt – eine Welt sozialer Beziehungen, eine Welt der materiellen und geistigen Kultur. Es taucht eine neue Form der psychologischen Reflexion auf – das Bewußtsein.

All das legt die Vermutung nahe, daß gleichzeitig eine Veränderung der gegenständlichen Bedürfnisse des Menschen erfolgte und funktionelle Bedürfnisse eines neuen Typus entstanden. Im Gegensatz zu der Entwicklung der Bedürfnisse bei Tieren, die durch die Erweiterung des Kreises der sie ansprechenden Naturobjekte bedingt ist, wächst die Entwicklung der Bedürfnisse beim "fertigen", aufrecht gehenden Menschen mit der Entwicklung der Produktion. Denn gerade *die Produktion*, verändert sie, indem sie jetzt für die Bedürfnisse Gegenstände liefert, die zu ihrer Befriedigung dienen, und schafft wiederum neue Bedürfnisse.

"Das befriedigte erste Bedürfnis selbst", schrieb K. Marx, "die Aktion der Befriedigung, und das schon erworbene Instrument der Befriedigung (führt) zu neuen Bedürfnissen – und diese Erzeugung neuer Bedürfnisse ist der erste geschichtliche Tat".⁴

Die Bedürfnisse des Menschen sind von anderer Natur als die Bedürfnisse der Tiere. Diese These müssen wir besonders nachdrücklich betonen, da das in der Psychologie so häufig anzutreffende Halbwissen zu einer Gegenüberstellung von Biologischem und Sozialem im Menschen führt. Das "positive" Denken sieht natürlich leicht die Gemeinsamkeit der primären biologischen Bedürfnisse von Menschen und Tieren. Hat doch der Mensch, wie auch das Tier einen Magen und spürt den Hunger: Um zu existieren muß er, genauso wie das Tier, sein Bedürfnis nach Essen, Wasser usw. stillen. Die höheren Bedürfnisse des Menschen sind eine andere Sache. Sie sind "funktionell autonom". Sie sind nicht biologisch, sondern sozial determiniert. Anders ausgedrückt: der Mensch läßt sich von zwei Arten von Bedürfnissen leiten: den biologischen einerseits und den sozialen andererseits.

Diese Feststellung erweist sich aber als völlig unzureichend. Sie ist deswegen unzureichend, weil sie von einem falschen Ansatz ausgeht, der darin besteht, die Bedürfnisse von den Lebensbedingungen und der Lebensweise getrennt zu sehen. Sie werden aber nur dann klar erkennbar, wenn man sie in Abhängigkeit von den letzteren sieht. Verfolgt man einen derartigen

⁴ [MEW Bd. 3, S. 28.]

falschen Ansatz, so scheint die Natur der Bedürfnisse natürlich unmittelbar im Subjekt zu liegen, während sie in Wirklichkeit von den Besonderheit der Objekte der Tätigkeit abhängt, die zu ihrer Befriedigung führt. Bei den Tieren ist das die – im weitesten Sinne des Wortes – angepaßte Tätigkeit und sind dies die Naturobjekte. Darum sagen wir, daß die Bedürfnisse von Tieren biologischer Natur sind. Beim Menschen ist es die durch die gesellschaftlichen Bedingungen des Lebens mittelbare Tätigkeit und sind es Objekte, die im Prozeß der gesellschaftlichen Produktion und Verteilung gebildet wurden. Darum sagen wir, daß die Bedürfnisse des Menschen von gesellschaftlicher Natur sind. Letzteres bezieht sich sowohl auf die höheren als auch auf die elementaren Bedürfnisse.

Selbst das einfachste Bedürfnis, nämlich das nach Nahrung, ändert bei Übergang zum Menschen seine Natur. "Hunger ist Hunger, aber der Hunger, der sich durch gekochtes, mit Gabeln und Messer gegessenes Fleisch befriedigt, ist ein anderer Hunger, als der rohes Fleisch mit Hilfe von Hand, Nagel und Zahn verschlingt", schreibt Marx.⁵

Die metaphysische Persönlichkeit sieht darin nur einen äußerlichen Unterschied; um die Gemeinsamkeit des Bedürfnisses nach Nahrung beim Menschen und beim Tier zu sehen, reicht es aus, einen ausgehungerten Menschen als Beispiel heranzuziehen. Gerade in einer derartigen Argumentationsweise besteht einer der Sophismen, auf die die Protagonisten der biologisierenden Konzeptionen zurückgreifen. Für einen *Ausgehungerten* hört Nahrung wirklich auf, in ihrer menschlichen Form zu existieren; entsprechend hat sich auch das Bedürfnis nach Nahrung "entmenschlicht". Doch das zeigt nur, daß man den Menschen mit Hunger in einen entmenschten Zustand treiben kann und gibt keine schlüssige Auskunft über die Natur der *menschlichen* Bedürfnisse.

Vor uns steht eine Frage von prinzipieller Bedeutung. Und zwar beinhaltet sie folgendes: Verläuft die Grenze, die sich durch einen Sprung in der Entwicklung der Bedürfnisse abhebt, zwischen den elementaren Bedürfnissen des Menschen und von Tieren einerseits und den höchsten geistigen Bedürfnissen des Menschen andererseits oder verläuft diese Grenze zwischen den Bedürfnissen von Tieren und den Bedürfnissen des Menschen – sowohl den elementaren, "unüberwindlichen" als auch den höchsten? Im ersten Fall zerfällt die Bedürfnissphäre des Menschen in zwei Teile: in die Sphäre der biologischen Bedürfnisse, zu denen Nahrungs-, sexuelles, Selbstschutz-Bedürfnis usw. gehören und in die ihr entgegengesetzte Sphäre der höchsten Bedürfnisse, die behandelt werden, als wären sie von anderer, und zwar gerade von sozialer Natur (wir sprechen hier nicht über extreme Ansichten, die die Bedürfnisse des Menschen gänzlich biologisieren). Im zweiten Fall wird die Originalität und gleichzeitig die Einzigartigkeit der Sphäre von menschlichen Bedürfnissen unterstellt, wie auch die Relativität ihrer Unterteilung in Bedürfnisse, deren Befriedigung sowohl für den Menschen als auch für die Tiere unverzichtbar ist, um am Leben zu bleiben, und in Bedürfnisse, die keine Analogien

⁵ [MEW 42, S. 27]

in der Tierwelt haben – das sind die geistigen Bedürfnisse des Menschen. Aber wir kommen auf dieses Problem noch einmal zurück.

Die Veränderung der Natur, des Inhalts und der Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, ist innerlich mit einer Veränderung der Form ihres subjektiven Ausdruckes verbunden. Das Entstehen des Bewußtseins bedeutet, daß die Gegenstände der Bedürfnisse und in gleichem Maße auch die Mittel zu ihrer Befriedigung sich dem Menschen objektiv präsentieren und ihm bewußt werden können. Die ihren Hauptkomponenten nach interozeptive Signalisierung, die für die elementaren Bedürfnisse charakteristisch ist, wird teils komplizierter, teils durch das Erleben von Wünschen, dem Streben nach ihrer Erfüllung usw. ersetzt. All das führt dazu, daß die Bedürfnisse einen *ideatorischen* Charakter erlangen, d.h. daß ihre Gegenstände für den Menschen in ihrer bedürfnisbefriedigenden Bedeutung auftreten, dank dem sie zu psychologischen Invarianten werden. So bewahrt Nahrung für den hungernden ebenso wie für den satten Menschen die Bedeutung von Nahrung: der Mensch schafft sich nicht nur einen Vorrat an und bewahrt ihn auf, sondern er sorgt auch frühzeitig für die Mittel, um sich einen solchen Vorrat anlegen zu können. Der subjektive Ausdruck der Bedürfnisse in Form von Wollen und Wünschen erfüllt auch die Funktion des Zuvorkommens, aber es ist ein ganz anderes Erleben, als das durch die vorausseilende interozeptive Signalisierung erreichte. Die interozeptive, endogene Signalisierung kann überhaupt fehlen: der Mensch bemüht sich um Nahrung, ja sogar um Essen, unabhängig von dem entsprechenden objektiven Bedürfniszustand seines Organismus. V. Brjusov erzählte folgenden komischen und gleichzeitig psychologisch lehrreichen Fall, den er zufällig beobachtete. Zum Geburtstag eines kleinen Mädchens, das ein großes Leckermaul war, erlaubte ihm die Mutter, zum Festtagstee an diesem Geburtstag soviel Bonbons, wie es wollte zu essen. Nach einiger Zeit fing das Mädchen an zu weinen. "Warum weinst du denn", fragte man sie. "Ich will noch ein Bonbon", antwortete das Mädchen. "Dann nimm dir doch, die Mama hat's dir ja erlaubt. "Aber ich kann doch nicht mehr", antwortete das Mädchen und fuhr fort zu weinen.

Eine tiefgehende Metamorphose der Bedürfnisse des Menschen drückt sich darin aus, daß sie sich – bildlich gesprochen – von den objektiven Bedürfniszuständen des Organismus losknüpfen. Ihre Inkongruenz, manchmal sogar ihre Divergenz erscheint bereits klar in den elementaren Bedürfnissen. Die Bedeutung des ganzen besteht darin, daß sich bei der Entwicklung der Bedürfnisse eine neue Möglichkeit eröffnet: die Herausbildung von Bedürfnissen, die überhaupt von den Bedürfniszuständen des Organismus "losgeknüpft" sind. Solche höheren menschlichen Bedürfnisse, auch wenn sie keine Analogien bei den Bedürfnissen von Tieren haben, können trotzdem über eine hohe Spannungstufe verfügen. Der Mechanismus ihrer Entstehung entsteht allem Anschein nach, in dem jetzt möglich gewordenen Umschwung der Bedürfnisse auf die Kettenglieder, welche in den immer komplizierteren Verbindungen des Menschen mit der Welt, der Realität zum Ausdruck kommen. Veränderungen dieser Art wurden in

der Psychologie seit langem, insbesondere von W. Wundt, mit den Begriffen "Heterogenie der Zwecke" beschrieben.⁶

Der Wandel der Bedürfnisse, von dem die Rede ist, vollzieht sich auch im Inhalt der Bedürfnisse. Als Ergebnis entstehen funktionelle Bedürfnisse von einer ganz anderen Art, die z.B. das Bedürfnis nach Schlaf oder das Bedürfnis, seine Muskeln arbeiten zu lassen. Diese neue Art von funktionellen Bedürfnissen, zu denen solche Bedürfnisse zählen, wie das Bedürfnis nach Arbeit, nach Spiel, nach künstlerischem Schaffen usw. kann man "gegenständlich-funktionelle" nennen.

Das wichtigste ist nicht, daß sich auf dieser Stufe die Sphäre der Bedürfnisse insgesamt – ihre Verbindungen und wechselseitigen Beziehungen – verändert. Bei den Tieren werden die wechselseitigen Beziehungen der Bedürfnisse durch ihre biologische Rolle und ihre objektive Zyklizität bestimmt. Sie werden in ihrer relativen Kraft und in den Wechseln der dominierenden Bedürfnisse ausgedrückt. Beim Menschen hingegen treten die Bedürfnisse so in hierarchische Wechselbeziehungen miteinander, daß diese überhaupt nicht mehr durch ihre biologische Bedeutung bestimmt werden. Obwohl die Befriedigung der elementaren, vitalen Bedürfnisse "die erste Sache" beim Menschen und eine unverzichtbare Voraussetzung für seine Existenz sind, läßt sich daraus noch nicht schließen, daß diese Bedürfnisse eine führende Rolle spielen.

Die beim Menschen sich bildenden höheren Bedürfnisse überlagern nicht einfach die elementaren und bilden nur eine oberflächliche Schicht, die nicht in der Lage wäre, zu dominieren. Im Gegenteil: Legt man im Leben des Menschen auf die eine Waagschale seine fundamentalsten vitalen Bedürfnisse und auf die andere die höheren Bedürfnisse, so können durchaus die letzteren überwiegen. Das klassische Bild des Märtyrers, der auf den Scheiterhaufen steigt, ist natürlich nicht ein Symbol für die Deviation, Perversion von Bedürfnissen, sondern das Symbol ihres höchsten Menschseins. Wollte man ganz allgemein den Weg beschreiben, den die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse nimmt, so könnte man sagen, daß er dort beginnt, wo der Mensch tätig wird, um seine elementaren, vitalen Bedürfnisse zu befriedigen. Danach setzt dann folgender Kreislauf ein: Der Mensch befriedigt seine vitalen Bedürfnisse, um Ziele erreichen zu können, die seinen höheren Bedürfnissen entsprechen.

Gerade dieser Weg ist charakteristisch für den Menschen als *Persönlichkeit*.

II. Motive

Die Veränderung und Entwicklung von Bedürfnissen erfolgt durch die Veränderung und Entwicklung von Gegenständen, die ihnen entsprechen und in denen sie "vergegenständlicht" und konkretisiert werden. Das Vorkommen eines Bedürfnisses ist die notwendige Voraussetzung

⁶ [Vgl. W. Wundt 1911, S. 404 f.]

jeder Tätigkeit, obwohl das Bedürfnis an sich noch nicht ausreicht, um einer Tätigkeit eine *bestimmte* Richtung zu geben. Hat ein Mensch das Bedürfnis nach Musik, so will er entsprechend auswählen, doch sagt das noch nichts darüber aus, was der Mensch unternimmt, um dieses Bedürfnis zu befriedigen. Vielleicht erinnert er sich an ein angekündigtes Konzert und dies lenkt sein Handeln. Oder aber er vernimmt Klänge von Musiksendungen und verweilt vor dem Radio oder Fernseher. Aber es kann auch passieren, daß der Gegenstand des Bedürfnisses dem Subjekt überhaupt nicht zur Verfügung steht: weder in seinem Wahrnehmungsfeld noch auf der gedanklichen Ebene, in seiner Vorstellung; dann kann bei ihm auch keine gerichtete Tätigkeit, die dem betreffenden Bedürfnis entspricht, aufkommen. Der einzige Beweggrund für eine *gerichtete* Tätigkeit ist nicht das Bedürfnis an sich, sondern der Gegenstand, der dem betreffenden Bedürfnis entspricht.

Den Gegenstand eines Bedürfnisses – sei er nun materiell oder ideell, sinnlich wahrnehmbar oder nur in der Phantasie, auf der gedanklichen Ebene vorhanden – nennen wir *Tätigkeitsmotiv*.

Die Tätigkeitsmotive tragen in sich die tatsächliche inhaltliche Charakteristik der Bedürfnisse. Über die Bedürfnisse läßt sich nichts anderes sagen als in der Sprache der Motive. Selbst ihre Dynamik (das Niveau ihrer Anspannung, das Maß ihrer Sättigung können wir nur nach den Kräften ("Vektoren" oder Wertigkeiten") der Motive beurteilen. Beim Studium der Bedürfnisse schlug Kurt Lewin als erster diesen Weg ein und fand den Aufforderungscharakter von Objekten in der Psychologie.

Und so verwandelt sich die psychologische Analyse der Bedürfnisse unweigerlich in eine Analyse der Motive. Diese Verwandlung wird jedoch zu einer ernsten Schwierigkeit: Sie verlangt, den subjektiven Konzeptionen und einer Verwirrung, die so oft beim Studium der Motive zugelassen wird, eine entschiedene Absage zu erteilen: Jener Verwirrung einer sich auf verschiedene Niveaus und verschiedene "Mechanismen" zur Regulierung von Tätigkeiten beziehenden Begrifflichkeit.

Obwohl man sich in der Psychologie mit dem Studium der Motive erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit beschäftigt (die erste Fachmonographie von P. Young "Motive und Verhalten" erschien 1936 und die erste Arbeit von Mowrer, die einen Überblick gab, 1952), gibt es gegenwärtig über das Problem der Motive eine gewaltige Menge von Arbeiten. Sie lassen sich allerdings kaum systematisieren, – so verschieden sind die Bedeutungszusammenhänge, in denen der Begriff "Motiv" verwendet wird. Es entsteht der Eindruck, daß sich der Begriff Motiv jetzt in einen großen Sack verwandelt hat, in dem sich die verschiedensten Dinge befinden. Als Motive oder motivierende Faktoren werden z.B. der Appetit, starke Neigungen, Impulse, Gewohnheiten und Fertigkeiten, Wünsche, Emotionen, Interessen, Ziele oder eher konkrete Motive wie Reizung durch elektrischen Strom, das Gefühl von Vergnügen, das Ehrgefühl, das Gehalt oder auch Ideale genannt.

Unter dem Gesichtspunkt der Lehre von der *Gegenständlichkeit* der Motive der menschlichen Tätigkeit als einer Kategorie von Motiven, sollte man vor allem subjektive Erfahrungen ausschließen, welche die den Motiven korrelativen "überorganischen" Bedürfnisse widerspiegeln. Diese Erlebnisse (Wünsche, Verlangen, Streben) sind nicht Motive, die von insofern denselben Grundlagen ausgehen, als sie sich nicht als Gefühle von Hunger und Durst erweisen. Sie allein können keine gerichtete Tätigkeit auslösen. Man kann übrigens auch über *gegenständliche* Wünsche, Bestrebungen usw. sprechen, aber dadurch entfernen wir uns nur von der Analyse: bedeutet doch das weitere Klären dessen, worin der Gegenstand des betreffenden Wunsches oder Strebens besteht, nichts anderes, als auf das entsprechende Motiv hinzuweisen.

Der Verzicht, subjektive Erlebnisse dieser Art als Motive für eine Tätigkeit zu bezeichnen, heißt natürlich nicht, ihre reale Funktion bei der Regulierung einer Tätigkeit zu leugnen. Sie erfüllen dieselbe Funktion subjektiver Bedürfnisse und ihrer Dynamik, die auf elementaren psychologischen Ebenen die interozeptiven Gefühle erfüllen, nämlich die Funktion der selektiven Aktivierung von Systemen, die die Tätigkeit eines Subjekts realisieren.

In noch geringerem Maße kann man Faktoren, wie die Tendenz zur Reproduktion von fest geformten Stereotypen des Verhaltens, die Tendenz, eine begonnene Handlung zu vollenden usw. zu den Motiven zu rechnen. In der "Mechanik" der Tätigkeit, existiert natürlich eine Vielzahl von "dynamischen Kräften", die teilweise Anpassungsbedeutung haben und die teilweise gerade auf Grund des Aufbaus der Organe entstehen, mittels derer die Tätigkeit realisiert wird. Allerdings kann man diese Kräfte mit keiner besseren Begründung als Motive bezeichnen, als z.B. das Beharrungsvermögen der Bewegung eines Körpers, dessen Handlung dazu führt, daß ein laufender Mensch mit einem unerwartet vor ihm auf dem Weg auftauchenden Hindernis zu kämpfen hat.

Einen besonderen Platz nimmt die hedonistische Konzeption ein, nach der die Tätigkeit des Menschen von dem Prinzip "der Maximierung positiver und der Minimalisierung negativer Gefühle" bestimmt wird, d.h. sie ist auf das Erreichen von Erlebnissen des Vergnügens und Genießens und auf das Vermeiden von Erlebnissen des Leidens gerichtet.⁷ Für diese Konzeptionen sind auch die Emotionen Motive für eine Tätigkeit. Manchmal kommt den Emotionen eine entscheidende Bedeutung zu, öfter jedoch werden sie mit anderen Faktoren in die Zahl der sog. "Motivationsvariablen" miteinbezogen.

Die Analyse und Kritik hedonistischer Konzeptionen der Motivation wirft wohl die größten Schwierigkeiten auf. Strebt doch der Mensch wirklich danach, glücklich zu leben und Leiden aus dem Weg zu gehen. Folglich ist es auch nicht die Aufgabe, das zu leugnen, sondern richtig zu verstehen, was das bedeutet. Und dazu muß man sich der Natur der emotionalen Erlebnisse zuwenden, ihren Platz und ihre Funktion in der Tätigkeit des Menschen betrachten.

⁷ Gerade in Verbindung damit wurden in der Psychologie Versuche unternommen, die sog. emotionelle Balance des menschlichen Lebens zu messen. Anscheinend schrieb Kovalevskij die älteste Arbeit auf diesem Gebiet, die schon von Mecnikov zitiert wurde. Kovalevskij schlug sogar eine besondere Einheit vor, um Vergnügens zu messen, die er "gustia" nannte. Solche Versuche machen auch einige moderne Psychologen.

Die Sphäre der – im weiten Sinn des Wortes – affektiven Prozesse erfaßt unterschiedliche Arten der inneren Regulatoren einer Tätigkeit, die sich voneinander sowohl ihrer Herkunftsebene nach als auch nach den Bedingungen, die sie hervorrufen, wie auch nach der Rolle, die sie spielen, unterscheiden. Hier haben wir nur jene "situationsbedingten" affektiven Zustände im Auge, die man gewöhnlich als eigentliche Emotionen bezeichnet (im Unterschied zu den Affekten einerseits und den gegenständlichen Gefühlen andererseits).

Emotionen spielen die Rolle von inneren Signalen. Sie sind in dem Sinn *innere* Signale, als sie selbst keine Information über äußere Objekte, über ihre Verbindungen und Beziehungen und über die objektiven Situationen tragen, in denen die Tätigkeit des Subjekts zum Ausdruck kommt. Die Besonderheit der Emotionen besteht darin, daß sie unmittelbar die Beziehungen zwischen den Motiven und der Realisierung der diesen Motiven entsprechenden Tätigkeit widerspiegeln. Hierbei ist die Rede nicht von der Reflexion dieser Beziehungen, sondern gerade von ihrer unmittelbaren Widerspiegelung, vom Erleben. Bildlich gesprochen folgen die Emotionen *auf* die Aktualisierung eines Motives und kommen *vor* der rationalen Einschätzung, inwiefern die Tätigkeit des Subjektes adäquat ist.

So kann die Funktion der Emotionen ganz allgemein als Indikator plus-minus der Sanktionierung der verwirklichten, sich verwirklichenden oder bevorstehenden Tätigkeit charakterisiert werden. Dieser Gedanke wurde verschiedentlich von Emotionsforschern, insbesondere von P. K. Anochin, sehr klar ausgedrückt.⁸ Wir werden allerdings nicht bei den verschiedenen Hypothesen haltmachen, die so oder so die Tatsache der Abhängigkeit der Emotionen von der Wechselbeziehung (von Widerspruch oder Einverständnis) zwischen "Sein und Sollen" ausdrücken. Hierzu merken wir nur an, daß die Schwierigkeiten, die an den Tag treten, hauptsächlich dadurch zu erklären sind, daß die Emotionen betrachtet werden, ohne sie zum einen hinreichend genau in verschiedene Unterklassen (Affekte und Leidenschaften, eigentlich Emotionen und Gefühle) zu differenzieren, die sich sowohl genetisch als auch funktionell voneinander unterscheiden, und zum anderen stehen sie nicht in Verbindung mit der Struktur und dem Niveau der Tätigkeit, die sie regulieren.⁹

Im Gegensatz zu den Affekten sind die Emotionen von ideatorischem Charakter und, wie schon Claparède bemerkte, "an den Anfang gerückt", d.h. sie sind in der Lage, die Tätigkeit entsprechend den vorweggenommenen Umständen zu regulieren. Wie alle ideatorischen Erscheinungen können die Emotionen verallgemeinert und kommuniziert werden; im Menschen existiert nicht nur eine individuelle, emotionale Erfahrung, sondern auch eine emotionelle Erfahrung, die er sich in den Prozessen der Kommunikation von Emotionen angeeignet hat.

Die wichtigste Besonderheit von Emotionen besteht darin, daß sie gerade für die Tätigkeit, nicht aber für die in ihren Bestand eingehenden Prozesse, wie z.B. für einzelne Handlungen und Aktivitäten relevant sind. Darum kann bekanntlich ein und dieselbe Handlung im Über-

⁸ [Vgl. Anochin 1974, Kap. 13.]

⁹ [Vgl. auch Leont'ew 1989, S. 189 ff.]

gang von einer Tätigkeit zu einer anderen eine unterschiedliche, ja eine ihrem Zeichen sogar entgegengesetzte emotionale Nuancierung erlangen. Und das heißt, daß die den Emotionen zugesprochenen Funktion, sei sie nun positiv oder negativ sanktioniert, sich nicht auf die Realisierung einzelner Akte bezieht, sondern auf die Korrelation der erreichten Effekte mit einer Ausrichtung, die der Tätigkeit durch ihr Motiv vorgegeben wurde. Die erfolgreiche Ausführung der einen oder anderen Handlung führt noch keineswegs zwingend zu einer positiven Emotion; sie kann auch tiefgehende emotionale Erlebnisse nach sich ziehen, die deutlich signalisieren, daß der von seiten der Motivationsosphäre des Menschen errungene Erfolg sich in eine Niederlage verkehrt.

Das Nichtübereinstimmen, Korrigieren und Sanktionieren haben auf jedem Tätigkeitsniveau in Bezug auf jede die Tätigkeit bildende "Einheit", angefangen von den einfachsten Anpassungsbewegungen, Platz. Die wichtigste Frage stellt sich darum folgendermaßen: *Was* genau und *wie* genau werden der ausführende Akt, einzelne Handlungen, die Richtung der Tätigkeit und vielleicht auch die Richtung des ganzen Lebens eines Menschen sanktioniert?

Die Emotionen erfüllen eine äußerst bedeutende Funktion in der Motivation zu einer Tätigkeit – wir kommen auf diese Frage noch zurück –, aber die Emotionen an sich sind noch keine Motive. Mit großem psychologischem Scharfblick sprach J. St. Mill einmal von der "schlauhen Strategie des Glücks". Um die Emotionen des Vergnügens und Glücks zu erfahren, darf man nicht danach streben, sie zu erleben, sondern muß Ziele zu erreichen suchen, die diese Erlebnisse hervorbringen.

Die Tätigkeit der Suche nach Genuß unterzuordnen erweist sich bestenfalls als eine psychologische Illusion. Die menschliche Tätigkeit ist nicht nach dem Verhaltensmuster von Ratten aufgebaut, die, wenn man in ihre "Genußzentren" im Gehirn Elektroden einführt und ihnen beibringt, den Strom einzuschalten, um die betreffenden Zentren zu reizen, sich endlos dieser Beschäftigung hingeben und die Häufigkeit (nach den Daten von Olds) dieser Art von "Selbstreizung" auf einige tausend Male pro Stunden bringen.¹⁰ Ohne besondere Schwierigkeiten kann man analoge Verhaltensweisen auch beim Menschen finden: Masturbation, das Rauchen von Opium, das Sichversenken in autistische Träumerei. Doch sagen sie eher etwas über die Möglichkeit einer Perversion einer Tätigkeit, als über die Natur von Motiven aus – von Motiven eines realen, sich bestätigenden menschlichen Lebens. Sie treten in Widerspruch zu, in Konflikt mit diesen *wirklichen* Motiven.

Die Motivation der Tätigkeit des Menschen stellt sich als ein äußerst komplizierter Prozeß dar, der eine spezielle psychologische Analyse erfordert, vor allem muß man einige weitere Unterscheidungen machen. Eine davon ist die Unterscheidung von Motiven und *Zielen*. Verwirklicht ein Mensch eine Tätigkeit, die von einem Motiv geweckt und gelenkt ist, so setzt er sich Ziele, deren Erreichung zur Befriedigung eines Bedürfnisses führt, das im Motiv seinen gegenständlichen Inhalt für die betreffende Tätigkeit erhalten hat. Darum sollte man im Ge-

¹⁰ [Vgl. Olds 1954, Olds and Millner 1955.]

gensatz zu den von einigen Autoren vertretenen Thesen die Motive von den bewußten Zielen und Absichten trennen; die Motive stehen "hinter den Zielen" und regen zur Erreichung der Ziele an. In Situationen, in denen keine direkten Ziele gegeben sind, regen sie zur *Bildung von Zielen* an. Sie bringen allerdings keine Ziele hervor – ebensowenig, wie Bedürfnisse ihre Objekte hervorbringen. Was auf der Ebene der Anpassungstätigkeit in Form der auf die beeinflussenden Objekte bezogenen Auswahl auftritt, realisiert sich auf den höchsten Ebenen der Tätigkeit in einer Auswahl bezüglich der Ergebnisse möglicher Tätigkeiten, d.h. bezogen auf die Ziele, die dem Subjekt vorstellbar (bewußt) geworden sind. Ist die Bildung von Zielen unter objektiv vorhandenen Bedingungen unmöglich und kann keines der Glieder die Tätigkeit des Subjektes, die dem Motiv adäquat wäre, realisiert werden, so bleibt das betreffende Motiv nur potentiell – es existiert in der Form von Bereitschaft, in Form einer Orientierung.

Genetisch ist das Nichtzusammenfallen von Motiven und Zielen Ausgangspunkt und Charakteristikum der menschlichen Tätigkeit. Ihr Zusammenfallen ist eine zweitrangige Erscheinung, entweder das Ergebnis dessen, daß das Ziel selbständige stimulierende Kraft erreicht hat, oder das Ergebnis des Bewußtwerdens der Motive, die damit in zielgerichtete Motive umgewandelt werden. Im Unterschied zu den Zielen, die natürlich immer bewußt sind, sind die Motive in der Regel dem Subjekt nicht voll bewußt: wenn wir die einen oder anderen Handlungen ausführen – seien sie nun äußerlich, praktisch, verbal oder gedanklich – so sind wir uns normalerweise nicht der Motive bewußt, die sie auslösen. Zwar können wir immer eine Motivierung dafür finden, doch ist die Motivierung die Erklärung für den Grund einer Handlung und enthält daher nicht immer einen Hinweis auf das wirkliche Motiv. Die wohlbekanntesten hypothetischen Versuche mit der verzögerten Ausführung einer inneren Handlung können das deutlich demonstrieren: Bei vollständiger Amnesie einer Tasache durch Suggestion erklärt die Versuchsperson nichtsdestoweniger ihre Handlung, so wie sie eine analoge Handlung erklärt hätte, die von einer anderen Person ausgeführt worden ist.

Doch sind die Motive nicht aus dem Bewußtsein "gerückt". Selbst wenn Motive dem Subjekt nicht bewußt werden, d.h. wenn es sich darüber nicht im klaren ist, was es dazu bringt, die eine oder andere Handlung zu realisieren, so gehen sie bildlich gesprochen doch in sein Bewußtsein ein, allerdings nur in einer besonderen Form. Sie verleihen der bewußten Widerspiegelung einen subjektiven Anstrich, der die Bedeutung des Reflektierten für das Subjekt an sich, für seinen, wie wir sagen persönlichen Sinn ausdrückt.

So haben die Motive außer ihrer Hauptfunktion, der *Reizfunktion* noch eine zweite Funktion, die Funktion der *Sinngebung*.

Das Hervorheben dieser zweiten Funktion ist von hervorragender Bedeutung für das Verständnis des inneren Aufbaus des individuellen Bewußtseins, insbesondere als Bewußtsein einer *Persönlichkeit*; darum kommen wir noch öfters auf ihre Analyse zurück. Da wir hier nur die Aufgabe im Sinn haben, eine Charakteristik der Motive an sich zu geben, beschränken wir uns auf die einfache Feststellung der Tatsache, daß beide der aufgezeigten Funktionen der

Motive geeignet sind, unter den verschiedenen Motiven ein und derselben Tätigkeit verteilt zu werden. Das ist möglich, weil die menschliche Tätigkeit polymotiviert ist, d.h. gleichzeitig von zwei oder sogar von mehreren Motiven reguliert wird. Realisiert der Mensch doch in seiner Tätigkeit *objektiv* ein ganzes System von Beziehungen; zur gegenständlichen Welt, zu den Menschen der Umgebung, zur Gesellschaft und schließlich zu sich selbst. Einige dieser Beziehungen treten für ihn auch *subjektiv* auf. In seiner Arbeitstätigkeit tritt der Mensch z.B. nicht nur in Beziehung zum Produkt der Arbeit und zur Gesellschaft, sondern auch zu konkreten Menschen. Seine Arbeitstätigkeit ist gesellschaftlich bedingt, sie wird jedoch auch von solchen Motiven gelenkt, wie z.B. der materiellen Belohnung für die geleistete Arbeit. Diese beiden Motive existieren nebeneinander, doch treten sie auch für das Subjekt psychologisch gleichbedeutend auf? Es ist wohl bekannt, daß dem nicht so ist, daß sie sozusagen in verschiedenen psychologischen Ebenen liegen. Unter den Bedingungen des Sozialismus wird der Sinn der Arbeit für den Menschen durch gesellschaftliche Motive erzeugt; was die Belohnung angeht, so tritt dieses Motiv eher in der Funktion eines Anreizes, eines Stimulus auf. So geben die einen Motive, die zur Tätigkeit anreizen, dieser gleichzeitig einen persönlichen Sinn; wir nennen sie die führenden – oder sinngebenden. Andere Motive, die neben ihnen existieren, erfüllen die Rolle von zusätzlichen Anreizfaktoren – seien sie positiv oder negativ – doch bisweilen äußerst mächtig; wir nennen sie stimulierende Motive.

Eine solche Verteilung der Funktionen der Sinngebung und des Anreizes auf die Motive ein und derselben Tätigkeit haben ihre Grundlagen in den besonderen Beziehungen, die überhaupt die Motivationssphäre des Menschen charakterisiert. Dies ist das Wesen der Beziehungen in der *Hierarchie* der Motive, daß diese überhaupt nicht entsprechend der Skala ihrer Stimulierbarkeit aufgebaut ist. Diese hierarchischen Beziehungen werden durch die Verteilung der Funktionen auf die sinngebenden Motive und die stimulierenden Motive einer polymotivierten Tätigkeit wiedergegeben. So ist die Unterscheidung der beiden Arten von Motiven relativ. Das jeweilige Motiv kann in der einen hierarchischen Struktur nur eine sinngebende Funktion, in der anderen die Funktion eines zusätzlichen Stimulus erfüllen; dabei nehmen in der allgemeinen Hierarchie der Motive die sinngebenden immer einen vergleichsweise höheren Platz als die stimulierenden Motive ein.

In ihren Erinnerungen über die Kerkerzeit in der Festung Schlüsselburg erzählt Vera Figner davon, daß die Gefängnisleitung für die politischen Gefangenen eine physische, jedoch völlig unproduktive Zwangsarbeit eingeführt hatte. Obwohl es sich versteht, daß die Zwangsmaßnahmen ein Motiv waren, das in der Lage war, die Gefangenen zu einer Ausführung der Arbeit zu bringen, konnte es jedoch auf Grund der Stelle, die es in der hierarchischen Struktur ihrer Motivationssphäre einnahm, nicht die Rolle eines sinngebenden Motivs spielen; eine solche Arbeit war für sie sinnlos und darum umso unerträglicher. Die Gefangenen fanden einen rein psychologischen Ausweg: Sie setzten diese sinnlose Beschäftigung in den Kontext des Hauptmotivs, den Kampf mit der Autokratie fortzusetzen. Jetzt verkehrte sich der Trans-

port von Erde, den niemand brauchte, für sie subjektiv in ein Mittel, um ihre physischen und moralischen Kräfte für diesen Kampf zu stärken.

Das Studium der Motive der Tätigkeit verlangt, in ihre Hierarchie, in die innere Struktur der Motivationssphäre des Menschen einzudringen, da dieses ihre psychologische "Wertigkeit" bestimmt. Darum ist eine von der Struktur der Motivationssphäre abgehobene Klassifikation der *menschlichen* Motive unmöglich; sie verwandelt sich unvermeidlich in ein nichtssagendes Register: Politische und moralische Ideale, das Interesse, Eindrücke vom Sport und der Unterhaltung zu erhalten, das Streben, sich eine Existenz aufzubauen, das Bedürfnis nach Geld, Gefühle von Anerkennung, Liebe usw., Gewohnheiten und Traditionen, das Nachmachen von Mode, Manieren oder Verhaltensmustern.

Wir haben das Problem der Beziehung von Motiven zu den Bedürfnissen und der Tätigkeit betrachtet; bleibt uns noch das letzte Problem; das Problem des Erkennens von Motiven. Wie bereits gesagt, kann der Mensch durchaus die Ziele seiner Handlungen kennen, sich jedoch der Motive nicht bewußt sein. Diese psychologische Tatsache verlangt vor allem nach Beseitigung ihrer falschen Interpretation.

Die Existenz von nichtbewußten Motiven verlangt überhaupt nicht, sie dem "Unbewußten" zuzuschreiben, wie es von den Psychoanalytikern gemacht wird. Sie drücken keinen besonderen, in den Tiefen des Menschen verschwindenden Anfang aus, der sich in die Lenkung seiner Tätigkeit einmischt. Motive, die nicht bewußt geworden sind, haben dieselbe Quelle und dieselbe Determination wie jeder andere psychische Ausdruck auch: das Sein, das Handeln des Menschen in der realen Welt.

Das Nichtbewußte ist vom Bewußten nicht weit entfernt. Sie stehen einander nicht gegenüber. Sie sind nur verschiedene Ebenen eines psychischen Ausdrucks, der dem Menschen zueigen ist, und sind in jeder komplizierten Tätigkeit vorhanden. Dies wurde von vielen objektiven Forschern verstanden und von I. P. Pavlov sehr klar ausgedrückt. "Wir wissen sehr gut", schrieb er, "bis zu welcher Stufe das psychische Seelenleben aus Bewußtem und Unbewußtem bunt zusammengesetzt ist".

Die absolute Betrachtung des Nichtbewußten stellt nur die Kehrseite der absoluten Betrachtung des Bewußten dar, als wäre es die einzige psychologische Realität und der einzige Gegenstand in der Psychologie; in solch erstaunlicher Weise beharren einige Autoren bis heute darauf. Ein Verzicht auf diese absolute Sichtweise verändert den Problemansatz radikal: Ausgangspunkt für die Lösung des Problems ist nicht die Frage, welche Rolle das Unbewußte im bewußten Leben spielt, sondern welche Bedingungen im Menschen eine psychische Reflexion in der Form des Bewußtseins (des Erkennens) hervorbringen und welche Funktionen das Bewußtsein hat. Unter diesem Gesichtspunkt muß man auch das Problem des Erkennens von Motiven einer Tätigkeit betrachten.

Wie bereits gesagt, werden die Motive für eine Tätigkeit normalerweise aktuell nicht bewußt wahrgenommen. Das ist eine psychologische Tatsache. Da der Mensch unter dem Einfluß des

einen oder anderen Reizes handelt, nimmt er die Ziele seiner Handlungen bewußt wahr; im Augenblick seines Handelns "ist" unbedingt ein Ziel bzw. ein Zweck "in seinem Bewußtsein existent" und, nach Marx' bekanntem Ausspruch, bestimmt dies als Gesetz sein Handeln.¹¹

Anders sieht die Sache mit dem vollkommenen Begreifen der Motive von Handlungen aus, derentwegen sie ausgeführt werden. Die Motive tragen einen gegenständlichen Inhalt in sich, der so oder so von dem Subjekt wahrgenommen werden muß. Auf der Ebene des Menschen spiegelt sich dieser Inhalt im System sprachlicher Bedeutungen wider, d.h. er wird bewußt. Die Reflexion dieses Inhalts unterscheidet sich nicht wesentlich von der Reflexion des Menschen über andere Objekte seiner Umwelt. Ein Objekt, das zum Handeln anregt und ein Objekt, das in derselben Situation z.B. als Hindernis auftritt, sind in Bezug auf die Möglichkeit ihres Ausdrucks, ihres Erkennens, "gleichberechtigt". Sie unterscheiden sich nicht durch die Stufe der Klarheit und die Ganzheit ihrer Wahrnehmung oder die Stufe ihrer Verallgemeinerung voneinander, sondern durch ihre Funktion und durch ihren Platz in der Tätigkeitsstruktur. Letzterer erweist sich vor allem als im Verhalten selbst objektiv determiniert, insbesondere unter Bedingungen alternativ zu entscheidender Lebenssituationen. Es existieren jedoch auch spezifische subjektive Formen, in welchen die Objekte ihren Ausdruck unmittelbar in inneren Antrieben finden. Das sind Erlebnisse, die wir mit Begriffen wie Wünschen, Wollen, Streben usf. beschreiben. Sie drücken für sich genommen jedoch keinen gegenständlichen Inhalt aus; sie *beziehen sich* nur auf das eine oder andere Objekt und "färben" es lediglich subjektiv. Das vor mir auftauchende Ziel wird von mir in seiner objektiven Bedeutung wahrgenommen, d.h. ich verstehe seine Bedingtheit und stelle mir die Mittel vor, es zu erreichen, sowie weiter entfernte Ergebnisse, zu denen es führt. Gleichzeitig erlebe ich das Streben, den Wunsch, auf das betreffende Ziel hinzuarbeiten oder, umgekehrt, das negative Erlebnis, das dem im Wege steht. In beiden Fällen erfüllen diese Wahrnehmungen die Rolle innerer Signale, mittels derer eine Regulierung der Dynamik der Tätigkeit vollzogen wird. Was verbirgt sich jedoch hinter diesen Signalen, was drücken sie aus? Für das Subjekt an sich sieht es unmittelbar so aus, als würden sie nur auf Objekte "abzielen" und ihr Erkennen ist nur das Bewußtsein ihres Vorhandenseins und absolut nicht das Erkennen dessen, was sie hervorbringt. Das vermittelt auch den Eindruck, daß sie endogen entstehen und daß gerade sie die Kräfte sind, die das Verhalten bewegen – seine wahren Motive.

Selbst in dem Fall, in dem die Beschreibung des dynamischen Aspektes einer Tätigkeit sich solcher Begriffe wie "der initierenden Kraft von Dingen" oder "Vektorfelder" bedient, schließt das an sich noch nicht die Erkenntnis aus, daß Objekte der äußeren Welt nur "Offenbarungen" der inneren psychischen Kräfte sind, die vom Subjekt bewegt werden. Es entsteht die Möglichkeit einer einfachen Verwendung von Begriffen und diese Möglichkeit darf man nicht

¹¹ ["Nicht daß er (der Arbeiter) nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt: er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß." (MEW. Bd. 23, Kap. 5, S. 193)]

ausschließen, will man nicht auf der Schwelle der Analyse einer Beziehung zwischen einem existierenden Objekt oder einer existierenden Situation einerseits und dem existierenden Zustand des Subjektes andererseits stehenbleiben. In der Wirklichkeit ist eine solche Beziehung immer eingebettet in ein breiteres, diese Beziehung bestimmendes System. Das ist – seiner Natur nach – ein System gesellschaftlicher Beziehungen, in die der Mensch zu seiner Umwelt tritt und die sich ihm in ihrer Wirklichkeit nicht nur als eine Welt dinglicher Objekte eröffnet: Natürliche Objekte ebenso wie solche der materieller Kultur, aber auch als Welt idealer Objekte (Objekte der geistigen Kultur), und untrennbar davon die Welt der menschlichen Beziehungen. Das Eintauchen in diese weite Welt, in ihre objektiven Verbindungen, bringt auch Motive hervor, die den Menschen zu Handlungen reizen.

Empfindet ein Mensch den brennenden Wunsch, ein vor ihm auftauchendes Ziel zu erreichen, und das Empfinden differenziert es subjektiv als einen starken positiven "Vektor eines Feldes", so sagt das an und für sich noch nicht über das ihn bewegende sinnbildende Motiv aus. Vielleicht ist das Motiv gerade das betreffende Ziel, aber das wäre ein Sonderfall; normalerweise koinzidiert das Motiv mit dem Ziel nicht, sondern liegt hinter ihm. Darum stellt seine Entdeckung eine besondere Aufgabe: die Aufgabe, *das Motiv zu erkennen*.

Da die Rede vom Erkennen der sinnbildenden Motive ist, läßt sich diese Aufgabe auch anders beschreiben, nämlich als Aufgabe der Erkenntnis des persönlichen Sinns (gerade des persönlichen Sinns, und nicht der objektiven Bedeutung!), den die einen oder anderen seiner Handlungen, ihre Ziele, für den Menschen haben. Die Aufgabe, Motive zu erkennen, wird durch die Notwendigkeit hervorgebracht, sich selbst im System der Lebensbeziehungen zurecht zu finden. Sie entsteht deshalb nur auf jener bekannten Entwicklungsstufe der Persönlichkeit, wo sich die echte Selbsterkenntnis formiert. Darum existiert eine solche Aufgabe für Kinder überhaupt nicht.

Wenn bei einem Kind das Streben aufkommt, in die Schule zu gehen, Schüler zu werden, so weiß es natürlich, was man in der Schule macht und warum man lernen muß. Aber das führende Motiv, das hinter diesem Streben liegt, ist ihm verborgen. Ohne sich darum zu bemühen, die Motive zu erklären, wiederholt es einfach oft, was es gehört hat. Dieses Motiv kann man nur mittels spezieller Forschung erklären. Man kann z.B. studieren, wie die ältesten Vorschüler "Schule" spielen und dabei ausnützen, daß im Rollenspiel der Sinn, den die von ihm ausgeführten Spielhandlungen für das Kind haben, aufgedeckt wird. Als weiteres Beispiel für die Untersuchung von Lernmotiven bei Kindern, die bereits die Schwelle zur Schule überschritten haben, kann die Untersuchung von L. I. Bozovic dienen (1978/80).

Sie analysierte die Reaktion von Erstkläßlern auf die verschiedenen Unterrichtstypen, die entweder "Schul"- oder Spiel-Charakter, sozusagen vorschulischen Charakter, haben können, auf die Perspektive einer verlängerten Unterrichtspause, auf den Stundenwechsel usw.

Später in der Etappe der Bewußtseinsbildung eines eigenen "Ich" wird die Arbeit der Klärung der sinnbildenden Motive vom Subjekt selbst geleistet. Es muß den gleichen Weg nehmen,

den die objektive Forschung nimmt, allerdings mit dem Unterschied, daß es ohne die Analyse der eigenen äußeren Reaktionen auf die einen oder anderen Ereignisse auskommen kann. Die Verbindung der Ereignisse mit den Motiven, ihr persönlicher Sinn wird durch die *unmittelbar* bei ihm auftretenden emotionellen Erlebnisse signalisiert.

Ein Tag mit einer Vielzahl von Handlungen, die von einer Person erfolgreich realisiert worden sind und die sich ihr im Laufe der Ausführung als adäquat darstellten, kann in ihr dennoch ein unangenehmes, manchmal sogar niederdrückendes emotionales Gefühl zurücklassen. Auf dem Hintergrund eines kontinuierlichen Lebens mit allen seinen fließenden Aufgaben tritt dieses unangenehme Gefühl kaum hervor. Doch in der Minute, in der der Mensch sich selbst betrachtet und geistig erneut die Tagesereignisse sammelt, weist ihn das verstärkte emotionale Signal fehlerfrei darauf hin, wodurch dieses unangenehme Gefühl erzeugt wurde. Und es kann geschehen, daß dies z.B. der Erfolg eines Kollegen bei der Erreichung eines gemeinsamen Zieles ist, der von ihm selbst vorbereitet worden war, jenes Zieles um dessentwillen, wie es ihm schien, er allein handelte. Es zeigt sich nun, daß dem nicht ganz so war, daß vielleicht das für ihn wichtigste nur im persönlichen Fortschritt, in der Karriere lag. Dieser Gedanke konfrontiert ihn auch mit der "Frage nach dem Sinn", der Frage, die eigenen Motive zu erkennen, oder genauer: nach ihrer wirklichen inneren Wechselbeziehung.

Es ist die bekannte innere Arbeit nötig, um diese Aufgabe zu lösen und vielleicht das abzuschleifen, was plötzlich aufgetaucht ist. Denn "das Übel entsteht, wo man sich am Anfang nicht in acht nimmt, sich selbst nicht beobachtet und nicht rechtzeitig Halt macht". Das schrieb Pirogov; eindringlich sprach auch Herzen davon, und das ganze Leben. N. Tolstojs ist ein großes Beispiel dieser inneren Arbeit.

III Die emotionalen Prozesse

§ 1. Die allgemeine Lehre von den Emotionen

Die emotionalen Prozesse gehören zu der umfangreichen Klasse der Prozesse zur inneren Regulierung der Tätigkeit. Diese Funktion erfüllen sie, indem sie den Sinn ausdrücken, den Objekte und Situationen, die auf das Subjekt einwirken, sowie ihre Bedeutungen für die Realisierung seines Lebens haben.

Die Emotionen bringen im Menschen Erlebnisse des Vergnügens, der Angst, der Schüchternheit usw. hervor, die die Rolle orientierender subjektiver Signale spielen. Die einfachsten emotionalen Prozesse werden in organischen, motorischen und sekretorischen Veränderungen ausgedrückt und gehören zur Zahl der angeborenen Reaktionen. Im Laufe der Entwicklung verlieren die Emotionen jedoch ihre direkte instinktive Grundlage, erlangen einen vielschichtig bedingten Charakter, werden differenziert und bilden mannigfaltige Arten sogenannten

höherer emotionaler Prozesse; sozialer, intellektueller und ästhetischer, die den Hauptinhalt des emotionalen Lebens des Menschen darstellen. Entsprechend ihrer Herkunft, den Mitteln ihres Zutagetretens und den Formen ihres Verlaufs lassen sich die Emotionen durch eine Reihe von spezifischen Gesetzmäßigkeiten charakterisieren.

In der Psychologie des 18. und 19. Jahrhunderts wurden zwei Arten von Ansichten über die Natur der Emotionen geäußert: einerseits die intellektualistischen Ansichten, nach denen die Emotionen sekundäre Bewußtseinszustände sind, die von der Erkenntnistätigkeit, von den Vorstellungen, abhängen und andererseits die Ansichten, die den primären und selbständigen Charakter der emotionalen Prozesse, ihre Verbindungen zu den biologischen Funktionen des Organismus, unterstreichen.

Der berühmteste Vertreter des intellektualistischen Standpunktes in der Lehre von den Emotionen ist Johann Friedrich Herbart (1776-1841), der die Hypothese aufstellte, nach der die emotionalen Zustände von der wechselseitigen Beziehung der Vorstellungen abhängen, deren Störung negative Emotionen hervorruft, während ihre gegenseitige Bestärkung positive Emotionen hervorruft. Die Theorie Herbarts, der in der deutschen Psychologie des 19. Jahrhunderts ziemlich große Verbreitung zuteil wurde, hat gegenwärtig keine direkte Anhängerschaft. Eine weitaus größere Bedeutung für die Weiterentwicklung der Lehre von den Emotionen hatten jene, die die Emotionen als besondere Anpassungsprozesse des Organismus betrachteten. Eine äußerst wichtige Rolle bei der Bildung dieser Ansichten spielte das Erscheinen der Arbeit von Charles Darwin "Über den Ausdruck der Gemütsbewegung bei Menschen und Tieren" indem er die Gemeinsamkeit des objektiven Ausdruckes von emotionellen Zuständen bei Mensch und Tier unterstrich, dehnte Darwin den evolutionären Standpunkt auf die Emotionen aus. Ausdrucksbewegungen begleiten bei Tieren das Instinktverhalten und stellen eine besondere Klasse von Anpassungen, "nützliche assoziierte Gewohnheiten" dar. Zu ihnen gehören z.B. das drohende Fletschen mit den Zähnen, das Aufstellen der Rückenhaare, die optische Vergrößerung des Körpers usw. Doch nicht alle Ausdrucksbewegungen lassen sich mit dem Nützlichkeitsprinzip erklären. Darum führte Darwin zwei weitere Erklärungsprinzipien ein: Das Prinzip der Antithese, nach der entgegengesetzte Instinktverhalten von entsprechend entgegengesetzten Ausdrucksbewegungen begleitet werden, obwohl letztere für sich genommen keine Anpassungsbedeutung haben müssen, und schließlich das Prinzip des direkten Einflusses der Reizung des Nervensystems, der von seinem Aufbau abhängt. Beim Menschen haben die Ausdrucksbewegungen, die die Emotionen begleiten, ihre biologische Bedeutung verloren. Und, da sie rudimentäre Formen erreicht haben, legen nur noch Zeugnis von der tierischen Herkunft der menschlichen Gefühle ab. So wird die Entwicklung des Menschen von der *Involution* der Emotionen begleitet. Das lieferte auch den Anlaß, die Darwinsche Theorie der Emotionen als retrospektiv zu beurteilen.

Die moderne Kritik der Ansichten Darwins unterstreicht einerseits deren Unvermögen bei der Erklärung der höheren Emotionen, die er auf dieser Grundlage als rein geistige auffasste. An-

dererseits erfolgte in der Idee der Involution der Emotionen beim Menschen eine Verstärkung des Ideals vom "zivilisierten" Menschen, der sich mit seiner Kaltblütigkeit über die rückhaltslose Gefühlsäußerung bei den "Wilden" erhebt.

Als in vieler Hinsicht den Ansichten Darwins nahestehend erweist sich die sog. periphere Emotionstheorie, die fast gleichzeitig von dem amerikanischen Philosophen und Psychologen W. James und dem dänischen Arzt G. Lange aufgestellt wurde. Nach dieser Theorie ist das Entstehen von Emotionen abhängig von Veränderungen an der Peripherie, die durch die einen oder anderen Einwirkungen hervorgerufen werden, – in der willkürlichen Sphäre (Bremsung von Bewegungen, ihre Diskoordination, motorische Reizung) und besonders in der Sphäre der unwillkürlichen Bewegungen (in der Herztätigkeit, in der Verengung oder Erweiterung der Blutgefäße, in der Tätigkeit der Drüsen der äußeren und inneren Sekretion). Die Summe der Empfindungen, die durch diese Veränderungen hervorgerufen werden, bilden auch den Bestand emotionaler Erlebnisse. Auf dieses Schema (äußere Einwirkung, dadurch hervorgerufene Veränderungen an der Peripherie – rückläufige Signale, die ins Gehirn eindringen, – emotionale Erlebnisse) gründet sich auch das sogenannte "James-Paradox": "Wir weinen", schrieb James, "nicht weil wir traurig sind, ... umgekehrt, wir sind traurig, weil wir weinen." Es reicht, aus unserem emotionalen Erleben die Gefühle von den aufkommenden organischen Veränderungen abzuziehen und schon verschwindet es. Wenn man andererseits auf irgendeine Weise derartige Veränderungen hervorruft, wie dies z.B. Schauspieler tun, so kommt auch das entsprechende Erleben auf. Die Vielfalt der Emotionen wird gemäß der peripheren Theorie durch den Unterschied in den entstehenden peripheren Veränderungen hervorgerufen. Detaillierter wurde dieser Gedanke von G. Lange entwickelt, der folgendes Schema von den wechselseitigen Beziehungen dieser Veränderung mit unterschiedlichen Emotionen aufstellte.¹²

Schwächung d. willkürl. Innervation				= Enttäuschung
"	"	"	+ Gefäßverengung	= Kummer
"	"	"	" " + Spasmus der organ. Muskeln	= Schreck
			+ Inkoordination	= Verlegenheit
Erhöhung d.	"	"	+ Spasmus der organischen Muskeln	= Spannung
"	"	"	+ Gefäßerweiterung	= Freude
"	"	"	+ " + Inkoordination	= Zorn

¹² Lange; 1887, S. 40

Die periphere Theorie war ein gewaltiger Schritt nach vorne in der Entwicklung der Vorstellungen vom Mechanismus der Emotionen, doch behiehl sie alle Unzulänglichkeiten der rudimentären, retrospektiven Theorie Darwins. Wie diese, war auch sie nicht in der Lage die Besonderheiten der höheren Gefühle zu erklären, die behandelt wurden, als hätten sie eine andere, geistige Natur (James), oder als "das blasse Bild davon, daß man keine Zeit für Emotionen hatte" (Ribot). Die Einwände, die man gegen die James-Lange Theorie hatte, verliefen in doppelter Richtung: Einerseits gegen das Verständnis von emotionalen Erlebnissen als einer Gesamtheit von Empfindungen, die durch periphere Veränderungen hervorgerufen werden, wobei die Bedeutung der höheren psychischen Prozesse gerade beim Ausdruck der Emotionen unterstrichen wurde. Andererseits wurde ihre psychologische "Dimensionalität" kritisiert, der die "dreidimensionale" Charakterisierung von Emotionen entgegengestellt wurde, die außer den Zuständen, die die Übergänge vom Vergnügen zum Mißvergnügen bilden, auch den Zustand von Spannung und Gelöstheit sowie Erregung und Beruhigung beinhalten (W. Wundt).

Die Hauptthese der James-Lange Theorie über die entscheidende Rolle der peripheren Veränderungen wird auch von einigen Physiologen, u.a. von Sherrington bestritten. Er bewies durch Tierexperimente, daß die Trennung des viszeralen vom zentralen Nervensystem das allgemeine Verhalten der Tiere als Antwort auf die Einwirkungen, die diese Emotionen hervorriefen, nicht verändert. Ungeachtet der ernsthaften Kritik, der die periphere Theorie der Emotionen unterzogen wurde, hielt sie sich in ihren verschiedenen Spielarten in der Psychologie so lange, bis die Untersuchungen von Cannon, Bard. u.a. erschienen, die zu ihrer vollständigen Ablehnung führten. Die von Cannon (1927)¹³ erhaltenen Daten erlaubten die Feststellung, daß die Besonderheiten der Emotionen nicht in Zusammenhang mit den entstehenden viszeralen Veränderungen stehen; daß "die gleichen viszeralen Veränderungen unter den unterschiedlichsten emotionalen Zuständen, wie auch bei nicht-emotionalen Zuständen ablaufen"; daß die viszeralen Veränderungen verhältnismäßig langsam und erst dann eintreten, nachdem bereits eine emotionale Reaktion zustande gekommen ist ("Wir haben zuerst Angst und werden erst danach blaß"); daß schließlich die beim Menschen künstlich hervorgerufene viszerale Veränderungen mittels Adrenalinzufuhr nicht die entsprechenden Emotionen hervorruft ("Ich fühle mich so", bezeugt eine von Cannons Versuchspersonen, "als ob man mich erschreckt hätte."). Als Ergebnis der Cannonschen und analoger Untersuchungen, wie auch aufgrund der Analyse von Daten, die man beim Studium pathologischer Veränderungen in der emotionalen Sphäre, die bei der Affektion der unter der Hirnrinde liegenden Zentren entstehen, erhalten hatte, kam es zum Übergang von den peripheren zu den "zentralen" Emotionstheorien.

Entsprechend dem Schema, das von Cannon und Bard erstellt wurde, werden emotionale Zustände durch die spezifische Tätigkeit des zentralen Nervensystems erklärt und sind unmittelbar mit der Thalamustätigkeit verbunden. Die sogenannte "Aktivierungstheorie der Emotionen

¹³ W. B. Cannon (1927)

von D. Lindsley, die sich auf die Daten elektroenzephalographischer Untersuchungen der funktionalen Wechselbeziehungen von Großhirnrinde, Hypothalamus und retikulärer Formation (FR) stützt, betrachtet die Emotionen als das Ergebnis eines aktivierenden Einflusses auf die Rinde des unteren Teils der FR; dabei bestehen die Funktionen der Emotionen in der homöostatischen Regulierung der viszeralen Prozesse. Bekannt ist auch die Theorie von Papez, der die vorherrschende Rolle des limbischen Systems unterstreicht.

Zu den "zentralen" Theorien gehören auch die Vorstellungen vom Mechanismus der Emotionen, die I. Pavlov entwickelt hat. Er unterschied die *angeborenen* Emotionen einerseits, die mit der Befriedigung oder Nichtbefriedigung der angeborenen Instinkte (der Emotion des Hungers, der geschlechtlichen Neigung, der Wut) verbunden sind, sowie andererseits, die Gefühle, die als Folge der Einwirkungen auf ihrer Natur nach bedingt-reflektorische dynamische Stereotypen entstehen. ("Man muß annehmen", schrieb I. P. Pavlov, "daß die Nervenprozesse in den Großhirnhemisphären, die mit der Einstellung und dem Festhalten des dynamischen Stereotyps einhergehen, gerade die sind, die gewöhnlich als Gefühle bezeichnet werden, mit ihren beiden Grundkategorien, den positiven und der negativen Gefühlen, in ihren unermesslichen Stärkestufen".)¹⁴

Eine biologische Theorie der Emotionen wurde von P. K. Anochin aufgestellt. Sie geht von der allgemeinen Idee der anpassenden Bedeutung der Emotionen und ihrer Verbindung mit den Bedürfnissen, ihrer Zyklizität aus; der Bedürfnisstau ruft negative, die Bedürfnisbefriedigung positive Emotionen hervor. Negative Emotionen entstehen als Ergebnis der Divergenz von Signalen, die bei der rücklaufenden Afferentierung, mit den Parametern des Handlungssakzeptors auftritt. Dies macht die weitere Suche nach einem adäquaten Verhalten notwendig. Positive Emotionen entstehen dagegen, wenn die Reafferentierungen vom Handlungsergebnis genau genug mit den Parametern des Akzeptors übereinstimmen; sie verstärken die betreffende Handlung und verkürzen die weitere Suche.¹⁵

Der Situationscharakter von Emotionen wird von P.V. Simonov unterstrichen, der der "Informations"-hypothese von den Emotionen formulierte, wonach eine Emotion durch die Divergenz zwischen der Information, die für das Anpassungsverhalten notwendig ist, und der Information, die zur Verfügung steht, entsteht.¹⁶

Zusammen mit der Entwicklung der Vorstellungen von der biologischen Rolle und den physiologischen Mechanismen der emotionalen Prozesse entwickelte sich auch das psychologische Verständnis von den Emotionen. Die eigenständige Betrachtung der Emotionen als eine besondere Klasse von psychischen Prozessen, die Erfolge der psychologischen und pathopsychologischen, Untersuchungen erlaubten sowohl die intellektualistischen als auch die biologisierenden Ansichten über die Natur der Emotionen des Menschen zu überwinden und ihre

¹⁴ Werke, 1953 III/2, S. 464

¹⁵ vgl. P.K. Anochin 1974

¹⁶ vgl. Simonov 1976, 1982

spezifischen Besonderheiten hervorzuheben. Die akkumulierten Fakten beweisen, daß selbst die sogenannte niedrigen Emotionen beim Menschen das Produkt der gesellschaftlich-historischen Entwicklung, ein Ergebnis der Transformation ihrer instinktiven, biologischen Formen einerseits und der Bildung neuer Arten von Emotionen andererseits sind. Das trifft auch auf die emotionell expressiven, mimischen und pantomimischen Bewegungen zu, die, da sie den zwischenmenschlichen Kommunikationsprozeß beinhalten, in bedeutendem Maße einen konditionierenden, signal- und gleichzeitig sozialen Charakter erlangen. Hierdurch lassen sich auch die manifesten kulturellen Unterschiede in Mimik und Gestik erklären lassen. So stellen auch die Emotionen und die emotionalen Ausdrucksbewegungen des Menschen nicht rudimentäre Erscheinungen seiner Psyche dar. Sie sind das Produkt einer positiven Entwicklung und erfüllen bei der Regulierung seiner Tätigkeit, u.a. auch der kognitiven, eine notwendige und wichtige Rolle. Im Lauf ihrer Entwicklung werden die Emotionen immer differenzierter und bilden beim Menschen unterschiedliche Formen aus, die sich nach ihren psychologischen Besonderheiten und den Gesetzmäßigkeiten ihrer Herkunft unterscheiden. Es ist heutzutage üblich, zu den im weitesten Sinne emotionalen Prozessen die Affekte, die eigentlichen Emotionen und die Gefühle zu rechnen.

§ 2 Affekte

Als Affekte bezeichnet man in der modernen Psychologie starke und verhältnismäßig kurzlebige emotionale Erlebnisse, die von plötzlich ausgedrückten motorischen und viszeralen Erscheinungen begleitet werden, deren Inhalt und Charakter sich allerdings, insbesondere unter dem Einfluß von Erziehung und Selbsterziehung, ändern kann. Affekte werden beim Menschen nicht nur durch Faktoren hervorgerufen, die die Unterstützung seiner physischen Existenz betreffen, also mit seinen biologischen Bedürfnissen und Instinkten verbunden sind. Sie können ebenso in sozialen Beziehungen entstehen, z.B. als Ergebnis sozialer Einschätzungen und Sanktionen. Eine der Besonderheiten der Affekte besteht darin, daß sie als Antwort auf eine faktisch bereits eintretende Situation entstehen und in diesem Sinne gleichsam ans Ende eines Ereignisses gerückt erscheinen (Claparède). In Verbindung damit besteht ihre regulierende Funktion in der Bildung einer spezifischen Erfahrung, in affektiven Spuren. Diese bestimmen die Auswahl des folgenden Verhaltens mit Bezug auf Situationen und deren Elemente, die früher den Affekt hervorriefen. Solche affektiven Spuren ("affektive Komplexe") zeigen sich in der Tendenz des Aufdrängens und der Tendenz zur Verzögerung. Die Auswirkung dieser entgegengesetzten Tendenzen zeigt sich deutlich im assoziativen Experiment (Jung). Die erste tritt dadurch hervor, daß selbst dem Sinn nach weit voneinander entfernte Reizworte der Assoziation noch Elemente des affektiven Komplexes hervorrufen, die zweite Tendenz dadurch, daß die Aktualisierung der Elemente des affektiven Komplexes sowohl eine Verzögerung der Redereaktion, als auch eine Verzögerung und eine Behinderung der mit ihr

verbundenen motorischen Reaktionen hervorruft (A. R. Lurija). Es entstehen auch andere Symptome (Veränderung der galvanischen Hautreaktion, Gefäßveränderungen u.a.). Auf dieses Prinzip gründet sich auch das Funktionieren des sogenannten "Lügen-Detektors" – einer Vorrichtung, die zur Diagnose der Teilnahme eines Verdächtigen bei der Untersuchung eines Verbrechens benutzt wird. Unter bekannten Bedingungen können affektive Komplexe zum völligen Stillstand kommen, aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Insbesondere die Psychoanalyse mißt dem letzteren eine besondere und übertriebene Bedeutung zu. Eine weitere Eigenschaft der Affekte besteht darin, daß die Wiederholung von Situationen, die den einen oder anderen negativen affektiven Zustand hervorrufen, zur Akkumulierung des Affektes führt, die sich in einem stürmischen, nicht gerechtfertigten affektiven Verhalten, "der affektiven Explosion" entlädt. In Verbindung mit dieser Eigenschaft der akkumulierten Affekte wurden zu erzieherischen und therapeutischen Zielen unterschiedliche Methoden des Affektauslebens, ihre "Kanalisation" vorgeschlagen.

§ 3. Die eigentlichen Emotionen

Im Gegensatz zu den Affekten stellen die eigentlichen Emotionen länger andauernde Zustände dar, die manchmal nur schwach im äußeren Verhalten zum Ausdruck kommen. Sie haben einen präzise ausgedrückten Situationscharakter, d.h. sie drücken eine persönliche Beziehung der Abschätzung zu tatsächlichen oder möglichen Situationen, zu ihrer Tätigkeit und ihrem zu-Tage-treten in ihnen aus. Die eigentlichen Emotionen tragen einen deutlich ausgeprägten ideatorischen Charakter. Dies bedeutet, daß sie in der Lage sind, Situationen und Ereignisse vorwegzunehmen, die in der Realität noch nicht eingetreten sind, und in Verbindung mit Imaginationen von erlebten oder vorgestellten Situationen entstehen. Ihre wichtigste Besonderheit besteht in ihrer Fähigkeit zur Verallgemeinerung und zur Kommunikation; darum ist die emotionale Erfahrung des Menschen viel breiter als die Erfahrung aufgrund seiner individuellen Erlebnisse: Sie ist auch ein Ergebnis des emotionalen Miterlebens, das im Umgang mit anderen Menschen entstanden ist und insbesondere durch Mittel der Kunst weitergegeben wurde (B. M. Teplov).¹⁷ Der Ausdruck von Emotionen an sich erlangt die Züge einer sich sozial herausbildenden, historisch veränderlichen "emotionalen Sprache". Dies bezeugen auch die zahlreichen ethnographischen Beschreibungen und solche Fakten, wie z.B. der blindgeborenen Menschen eigene Mangel an Mimik. Die eigentlichen Emotionen befinden sich in einer anderen Beziehung zur Persönlichkeit und dem Bewußtsein, als die Affekte: Die ersten werden vom Subjekt als Zustände wahrgenommen, die "in mir" vorgehen, die zweiten als Zustände meines "Ich". Dieser Gegensatz kommt klar in den Fällen zum tragen, in denen die Emotionen als eine Reaktion auf einen Affekt auftreten. So ist es z.B. möglich, daß die Emotion der Furcht, dem Affekt, der Angst oder einer Emotion, die durch einen durchlebten Affekt, wie

¹⁷ vgl. Teplov 1953, Kap. 9

den Affekt des Jähzorns, hervorgerufen wurde, folgt. Eine besondere Art von Emotionen stellen die ästhetischen Emotionen dar, die eine äußerst wichtige Funktion bei der Entwicklung der Sinnsphäre des Menschen erfüllen.

§ 4 Gefühle

Die Gefühle als eine besondere Unterklasse von emotionalen Prozessen abzuteilen, ist eher an ein Übereinkommen gebunden und weniger allgemein akzeptiert. Als Begründung für ihre Unterteilung dient ihr klar ausgeprägter Gegenstandscharakter. Er ist als Ergebnis der spezifischen Verallgemeinerung von Emotionen entstanden, die mit der Vorstellung oder Idee von einem bestimmten Objekt, sei es konkret oder verallgemeinert, abstrakt (z.B. das Gefühl der Menschen – oder der Vaterlandsliebe, das Gefühl des Hasses auf den Feind usw.) verbunden sind. Das Entstehen und die Entwicklung gegenständlicher Gefühle drückt die Bildung dauernder emotionaler Beziehungen, origineller "emotionaler Konstanten" aus. Das Nicht-Koinzidieren von eigentlichen Emotionen und Gefühlen und die Möglichkeit des Widerspruchs zwischen ihnen dienten in der Psychologie zur Begründung der Idee der *Ambivalenz*, so als wäre diese eine für das Innere charakteristische Besonderheit der Emotionen. Doch treten Fällen von ambivalenten Erlebnissen am häufigsten als Ergebnis des Nicht-Koinzidierens einer dauernden emotionellen Beziehung zu einem Objekt und einer emotionellen Reaktion auf eine vorübergehende Situation auf (z.B. kann ein innig geliebter Mensch in einer bestimmten Situation die vorübergehende Emotion der Unzufriedenheit, ja sogar der Wut, hervorrufen.¹⁸ Eine weitere Besonderheit der Gefühle besteht darin, daß sie eine Reihe von Ebenen bilden; sie fangen bei den unmittelbaren Gefühlen in Bezug auf ein konkretes Objekt an und hören mit den höchsten sozialen Gefühlen, die soziale Werte und Ideale betreffen, auf. Die unterschiedlichen Ebenen sind auch ihrer Form nach mit verschiedenen Abstrahierungen des Objekts der Gefühle verbunden: mit Mustern oder Begriffen, die den Inhalt des moralischen Bewußtseins des Menschen prägen.

Eine wesentliche Rolle bei der Bildung und Entwicklung der höchsten menschlichen Gefühle spielen die sozialen Institutionen, insbesondere die soziale Symbolik, die ihre Kontinuität unterstützt (z.B. die Fahne), einige soziale Riten und zeremonielle Akte (P. Janet). Wie auch die eigentlichen Emotionen haben die Gefühle beim Menschen ihre positive Entwicklung und sind das Produkt seines Lebens in der Gesellschaft, das Produkt von Kommunikation und Erziehung.

Literaturverzeichnis:

Anochin, P.K.: *Biology and Neurophysiology of the Conditioned Reflex*. Oxford 1974.
Anochin, P.K.: *Beiträge zur allgemeinen Theorie des funktionellen Systems*. Jena 1978.

¹⁸ vgl. D. B. Elkonin 1967, S. 286 ff.

Bard, P.: Emotion: I. The Neuro-humoral Basis of Emotional Actions. In: C. Murchison: The Foundations of Experimental Psychology. Worcester/Mass. 1929, 449 – 487.

Bozovic (Boshowitsch) Lydia I. Etappen der Persönlichkeitsentwicklung in der Ontogenese Sowjetwissenschaft: Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge 32 (1979) 7, 750 762; 8, 848 - 858; 33(1980) 417 – 428.

Bykov (Bykow), K.M.: Großhirnrinde und innere Organe. Berlin/DDR: 1953.

Claparède, E.: Feelings and Emotions. In: M.L. Reymer et al. (Ed.): Feelings and Emotions. The Wittenberg Symposium on Feelings and Emotions (1927). Worcester/Mass. 1928.

Cannon, W.B.: The James-Lange Theory of Emotions: A Critical Examination and an Alternative Theory. American Journal of Psychology 39 (1927) 104 – 124.

Cannon 1931 n.v.

Darwin, C.: The Expression of the Emotions in Man and Animals. London 1872.

Elkonin, D. B.: Zur Psychologie des Vorschulalters. Berlin/DDR 1967.

Lange; G. J.: Über Gemütsbewegungen. Leipzig 1987.

Leont'ev (Leontjew), A.N.: Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit. Berlin/DDR 1979, Köln 1982.

Lindsley, D. B.: Emotion. In: Stevens, S.S. (ED.) Handbook of Experimental Psychology. New York 1951.

Lorenz, K.: Über tierisches und menschliches Verhalten. Gesammelte Abhandlungen Bd. 1 und Bd. 2, München 1965.

Lurija (Luria), A.R.: The Nature of Human Conflicts. New York 1932.

Marx, K. und Engels, F.: Werke (MEW). Berlin/DDR Bd. 3, 23, 46.

Mowrer, O.H.: Motivation. Annual Review of Psychology 3 (1952) 419 – 438.

Olds, J.: Physiological Mechanisms of Reward. in: M.R. Jones (ED.): Nebraska Symposium on Motivation. University of Nebraska Press 1955, 73 – 134.

Olds; J. and Milner, P.: Positive Reinforcement Produced by Electrical Stimulation of Septal Area and Other Regions of Rat Brain, Journal of Comparative und Physiological Psychology. 47 (1954).

Papez, J.W.: A Proposed Mechanism of Emotion. Arch. Neurol. 38 (1939) 725 – 743.

Pavlov, I.P.: Sämtliche Werke. Berlin/DDR 1954.

Simonov; P.V.: Widerspiegelungstheorie und Psychophysiologie der Emotionen. Berlin/DDR: 1975.

Simonov; P.V.: Höhere Nerventätigkeit des Menschen. Motivationelle und emotionale Aspekte. Berlin/DDR 1982.

Teplov, B.M.: Psychologie. Berlin/DDR 1953.

Young, P.T.: Motivation of behavior. The Fundamental Determinants of Human and Animal Activity. New York 1936.

Wundt; W.: Grundriß der Psychologie. Leipzig 1911, 10. Aufl.